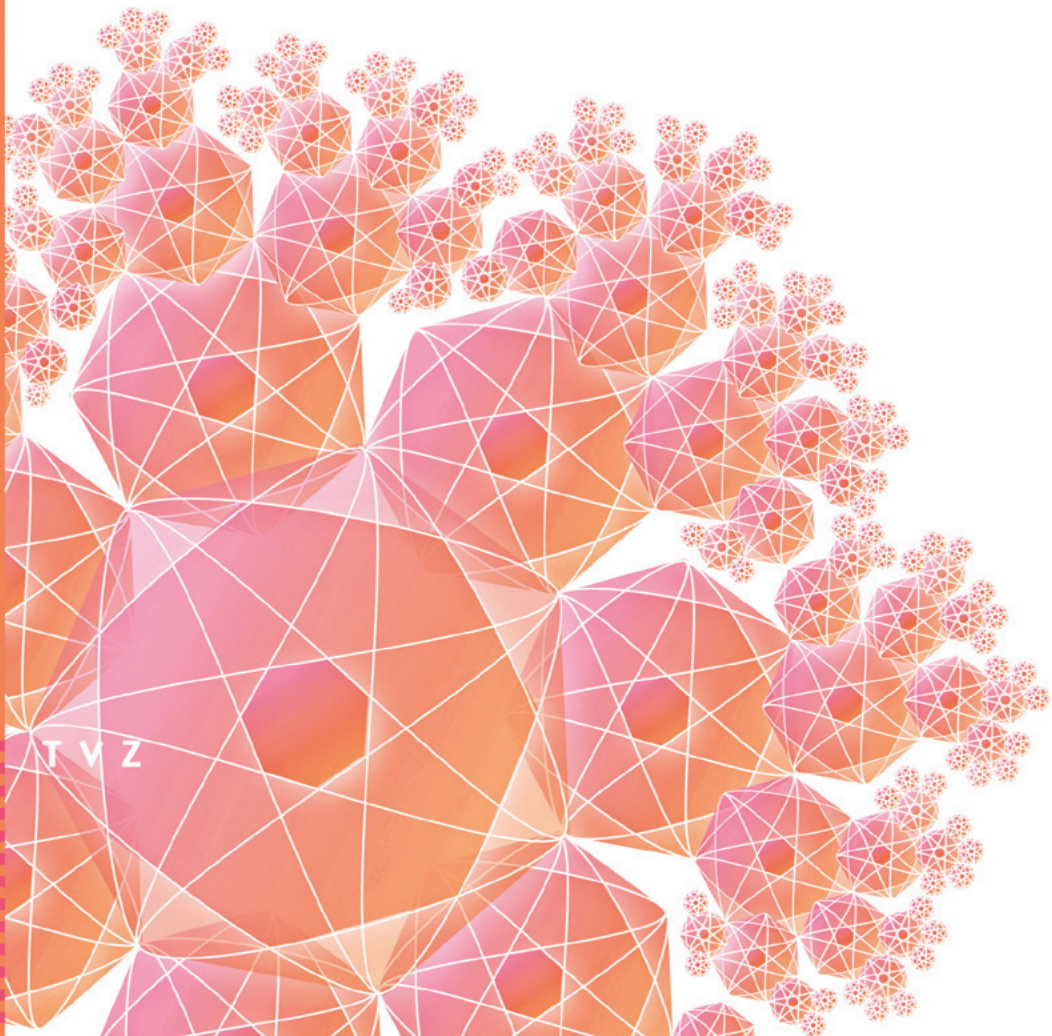
Martin Peier

gehört

Wirkungen der Rede am Beispiel der Predigt



TVZ

Martin Peier

gehört

Wirkungen der Rede am Beispiel der Predigt

TVZ

Martin Peier

gehört

Wirkungen der Rede am Beispiel der Predigt

TVZ

Theologischer Verlag Zürich

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Reformierter Stadtverband Zürich, der Kulturstiftung der Burgergemeinde Bern, der Lang-Stiftung Zürich sowie Libref Schweiz und Prolibref Zürich.

reformierte kirche zürich

Burgergemeinde Bern

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2018 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind unter http://dnb.dnb.de abrufbar.

Umschlaggestaltung
Simone Ackermann, Zürich
Unter Verwendung der Originalgrafik «Referenzsystem» des Autors

Druck
Rosch Buch GmbH, Schesslitz

ISBN 978-3-290-18168-0
© 2018 Theologischer Verlag Zürich
www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

Vorwort _____ 9

1. Einleitung _____ 11

2. «Liebe Gemeinde» _____ 15

2.1. Persönlich im Öffentlichen _____ 16
2.1.1. Segmentierung – plural und glaubwürdig _____ 18
2.1.2. Milieusprache – plural und exklusiv _____ 20
2.1.3. Sozio-Religiosität – plural und identifizierend _____ 21
2.1.4. Öffentlich relevant und persönlich profiliert _____ 22
2.2. Hören – das andere Reden _____ 24

3. Hören und Verstehen _____ 31

3.1. Kartografie des Verstehens _____ 31
3.1.1. Das Gegenüber – «Wer spricht» _____ 32
3.1.2. Ansprüche – «Mit-Wem» _____ 34
3.1.3. Relationalität – «Wer» und «Mit-Wem» _____ 36
3.1.4. Denkraum – «Was», «Wie» und «Worüber» _____ 39
3.1.5. Komplementär – «Worüber», «Was und Wie» _____ 41
3.1.6. Zweck und Sinn – «Wozu» und «Warum» _____ 43
3.1.7. Orientierung – «Wann» und «Wo» _____ 44
3.2. Begriff, Sinn und Bedeutung _____ 46
3.3. Strukturhilfe und Referenzierung _____ 48
3.4. Neuronale Indikatoren _____ 53

4. Den Hörenden auf der Spur 57

4.1. Irrtum einer Typologie 58
4.2. Relationale Authentizität 59
4.3. Dialog als Methode zum Verfahren 62
4.4. Qualitativ fragen und objektiv beobachten 63
4.5. Grundlagen zur Untersuchung 65
4.5.1. Systematik für Predigt-Beobachtungen 66
4.5.2. Leitfaden für strukturiertes Interview 69
4.5.3. Leitfaden für episodisches Interview 70
4.5.4. Leitfaden für Evaluationsgespräch 71
4.5.5. Gestaltungsfaktoren zur Dialogizität 72
4.6. Von der Recherche bis zur Evaluation 73

5. Hörende partizipieren an der Rede 77

5.1. Indikatoren des Verstehens 79
5.1.1. Gehörtes kauen 80
5.1.2. Ein Ruck geht durch die Hörenden 82
5.2. Reformulieren des Verstandenen 85
5.2.1. Authentisch auf Augenhöhe 85
5.2.2. Transformation ins Eigene 86
5.2.3. Erkenntnisse durch Verstehen 87
5.2.4. Realität und Idealität 88
5.2.5. Ein einziger Attraktor 89
5.2.6. Eine einzige Heldin 89
5.2.7. Verziehene Performativität 90
5.2.8. Kompetenz der Hörenden 91
5.3. Stringenz von Struktur und Gehalt 92
5.4. Fokussieren und Verorten 95
5.4.1. Evaluationsgespräch zur Predigt A 96
5.4.2 Evaluationsgespräch zur Predigt A′ 97
5.5. Erinnern – äussern – transformieren 99

6. Referenzprozess und Referenzsystem _____ 101

6.1. Der Weg zum Verstehen: der Referenzprozess _____ 101
6.1.1. Gleichzeitige Ungleichzeitigkeit _____ 101
6.1.2. Synchronisierung zum Verstehen _____ 102
6.1.3. Deutungshoheit auf dem Weg zum Eigenen _____ 103
6.1.4. Referenzwerte – Koordinatensystem zum Verstehen _ 103
6.1.5. Sinn konstituierender Progress _____ 105
6.1.6. Referenznegationen _____ 107
6.1.7. Referenzspeicher _____ 107
6.2. Die Welt des Verstehens: das Referenzsystem _____ 108
6.2.1. Intentionalität _____ 111
6.2.2. Introduktion _____ 112
6.2.3. Inter-Esse _____ 113
6.2.4. Interaktion _____ 114
6.2.5. Introspektion _____ 115
6.2.6. Transition _____ 116
6.2.7. Iteration _____ 117

7. Schlusswort _____ 119

8. Anhang _____ 123

8.1 Evaluationsgespräche _____ 123
8.2. Predigttext Version A und A′ _____ 138
8.3. Interviews (Auszüge) _____ 146

9. Literatur _____ 185

Vorwort

Meist ist nicht berühmt geworden, wer eine Rede gehört, sondern wer eine gehalten hat. Deshalb galten schon in der griechischen und römischen Antike die Empfehlungen den guten Rednern, nicht etwa den Hörenden. Das Wissen des antiken iberisch-römischen Rhetorikers Quintilian zur Gerichtsrede und des römischen Cicero zur politischen Rede haben nichts an Aktualität eingebüsst (einmal davon abgesehen, dass es heute auch äusserst begnadete Redner*innen* gibt, die ihre Hörenden finden). Wer eine historisch bedeutsame Rede hielt, konnte sogar in die Geschichtsbücher eingehen. Darüber jedoch entschieden nicht sie selbst, sondern ihre Hörenden; denn sie waren es, die dafür gesorgt haben, dass eine Rede um die Welt ging. Aufgrund der zentralen Rolle der Hörenden wird hier in umgekehrter Richtung gefragt: Was bleibt nach einer Rede bei den Hörenden haften? Woran liegt es, wenn eine Rede wirkt? Wie entsteht bei den Hörenden Sinn?

Lehrbücher und Forschung zu Rhetorik lassen die eigentliche Perspektive der Hörenden ausser Acht, obwohl jede Rede erst in der Wirkung auf sie ihre Erfüllung und Berechtigung findet. Deshalb soll es die Perspektive der Hörenden sein, aus der ich die Rede in diesem Buch untersuche. Als Redetyp wählte ich – in heutigem Kontext – die *Predigt*. Dazu liess ich Hörende befragen, was ihnen in Erinnerung geblieben ist, was sie für sich verstanden haben und daraus ableiten. Mit dem Vorgehen, diese alte Redeform *aus der Perspektive der Hörenden* zu untersuchen und damit auch die Hörenden zu Wort kommen zu lassen, schliesse ich eine Forschungslücke. Die Erkenntnisse daraus sollen eine adäquate Würdigung der Hörenden zur Folge haben und ebenso eine Anwendung für das Halten von Predigten und Reden allgemein ermöglichen.

1. Einleitung

Das Wesenhafte einer jeden Rede besteht doch darin, dass sie *ein in Worte gefasstes, mündliches Ereignis* ist, das von Hörenden verstanden werden soll. Darum ist Rede, und im Grunde genommen jedes gesprochene Wort, letztlich ein Vorgang, der mehrfach transferiert und transformiert wird, wohin auch immer ein entsprechender Überstieg geschieht. Nach diesem Verständnis ist daher jede Rede, jede Predigt, kein Produkt, sondern ein Prozess.

Den praktischen Hintergrund der Untersuchung liefern mir rund zwanzig Jahre Erfahrung mit Entstehungsprozessen von öffentlicher Rede sowie mit Feedback-Arbeit. Als Ausgangsfragen verfolgte ich drei Aspekte – *aus der Perspektive der Hörenden*:

__ Inwiefern ist die Predigt ein kommunikatives Ereignis?
__ Was lässt sich über ein mögliches Verstehen der Predigt sagen?
__ Wie lässt sich die Wirkung einer Predigt beschreiben?

Um diesen Fragen auf die Spur zu kommen, analysiere ich zunächst die Hör-Situation: Was ist hier mit *Kommunikation* gemeint? Was mit *Verstehen*? Mit *Wirkung* und mit *Prozessen*? Dazu befrage ich gleich mehrere Wissenschaftsdisziplinen und wähle für die Untersuchung schrittweise die methodischen Werkzeuge. Das aus einer Serie von Interviews erhobene Rohmaterial dient mir als vergleichende Beobachtung und verallgemeinernde Grundlage des Verstehensprozesses.

Eine Rede kann Prozesse auslösen, die Hörende zu einem bestimmten Sachverhalt in ihrem Denken, Reden und Handeln stimulieren und ihnen vertraute Erfahrungen in Leben und Welt neu bebildern und verändern. Dafür sind seit jeher die Hörenden verantwortlich. Ein Beispiel – aus biblischem Kontext – verdeutlicht solche Prozesse. Denn auch da waren es die zuhörenden Menschen, welche die neutestamentlichen Aussagen mehrfach mündlich tradiert hatten, bevor sie verschriftlicht wurden. Ebenso waren es die Hörenden, die einzelne biblische Aussagen in eigene Zusammenhänge

stellten. Von Jesus ist die Aussage überliefert: «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen»[1]. Das meint: Sich gemeinsam an einem Ort einzufinden erschöpft sich nicht darin, miteinander zu reden und sich zuzuhören; eine Versammlung birgt das Potenzial, die sich Versammelnden in einen Prozess hinein zu bewegen – hier im Sinn des stiftenden «In meinem Namen». Die Figur Jesus ist nach den Überlieferungen keine ruhende, sondern eine tätige. Von ihm wird entsprechend überliefert: «Was ihr einem meiner Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan»[2]. Das Handeln an einem anderen Menschen gilt stellvertretend und ist daher ein gegenüber Jesus verantwortetes Handeln. Die Hörenden machten die eben zitierten Aussagen zu einer doppelten Handlungsoption: Sich zu versammeln kann darin münden, Gutes zu tun. Und umgekehrt: Andern Gutes zu tun, kann davon genährt werden, wie sich Menschen miteinander versammeln. Für die sich hier bildende Fragestellung ist bemerkenswert: Beide biblischen Zitate beruhen auf Gesprächssituationen; in der einen ist vom Versammeln und in der andern vom Tun die Rede. Beide Situationen sind also lediglich *Äusserungen* über das Versammeln und über das Tun; weder versammeln sie jemanden real, noch tun sie wirklich irgendetwas. Beide stehen also für etwas, das sie selbst nicht sind. Zugleich liegt ihnen aber die Erfahrung der Hörenden zugrunde: Verkünden, Glauben, Verstehen und Handeln sind in der Tat aufeinander bezogen. Dies wird hier mit *Relationalität* bezeichnet.

Was bedeutet nun eine so komplexe Verschränkung bereits in einer Einleitung? Entsprechend den biblischen Zitaten gelangt auch heute eine Rede erst durch Relationalität, durch Wechselwirkung von Hören *und* Handeln respektive durch Hören *als* Handeln in ihr Ziel. Daran ist im Grunde genommen die kommunikative Nachhaltigkeit jeder Rede zu messen.

Im Verlauf der Untersuchung haben zahlreiche Leute mitgewirkt und auf unterschiedliche Art zur Entstehung dieser Publikation beigetragen. Der Vielzahl geschuldet danke ich allen Beteiligten in alphabetischer Reihenfolge: Andrea Aebi, Marianne Aegerter, Corinne Auf der Maur, Joachim Bauer, Damian Brülisauer, Trudi Bühler, Martin Dürr, Bruno Essig, Barbara Fierz, Edith Finger, Margrit Finger, Pia Föry, Alfred Frühauf, Werner Geiger, Hellmut K. Geissner (†), Ueli Greminger, Albrecht Grözinger, Jörg Grünert, Andreas Haller (†), Susanne Heine, Kurt Hofer, Madeleine Hofer, Irène Hofstetter, Pascale Huber, Felix Hunger, Ralph Kunz, Madlen Leuenberger, Hans Liggenstorfer, Franziska Loretan-Saladin, Urs Meier, Henriette Meyer-Patzelt, Cédric Peier,

1 Mt 18,20.
2 Mt 25,40.

Werner Peier, Res Peter, Lotti Pfeiffer, David Plüss, Paul Prim (†), Elsbeth Roth, Jürg Rother, Marija Runje, Patrick Schwarzenbach, Christoph Sigrist, Edith Slembek, Werner Stahl, Andreas und Martha Steinmann, Martin Stützle, Beat Von Känel, Daniela Wassmann, Peter Weigl, Eberhard Wolf, Waltraud Ziegler, zudem der Stiftung Reformierter Stadtverband Zürich, Lang-Stiftung, Kulturstiftung der Burgergemeinde Bern, Libref Schweiz, Prolibref Zürich.

2. «Liebe Gemeinde»

Über eine Rede und deren Wirkung kann nur etwas sagen, wer sie gehört hat. Ebenso kann sich nur zu einer Rede äussern, wer dazu die Gelegenheit erhält und sich hinreichend ausdrücken kann – das Wesentliche des Verstandenen muss man auch benennen können. Was aber bedeutet *hinreichend* und worin besteht das *Wesentliche*? Weder eine umfassende Wort-Treue noch eine korrekte Inhaltswiedergabe können da genügen. Zunächst müssen grundsätzliche Kriterien bezeichnet werden, mit denen sich Hören und Verstehen erfassen lassen. Die fehlende Eindeutigkeit von Sprache und Sprachverständnis sowie das Wissen um eine zeitliche Vorläufigkeit von Begriffsbedeutungen lösen ein anspruchsvolles Unterfangen aus. Zudem wurde bislang meist aus der Perspektive der Redenden nach dem Wesentlichen gefragt.[3] Redende sehen sich deshalb in einer kniffligen Ausgangslage; so simpel sie klingen mag, so komplex ist sie: Wer redet, bringt etwas zum Ausdruck und will es so vermitteln, dass die Hörenden das Gesagte und das Gemeinte verstehen. Diese Ausgangslage provoziert ein komplexes System zwischen *Reden, Hören, etwas Meinen* und *etwas Verstehen*; denn «meinen ist noch nicht sagen, sagen ist noch nicht hören, hören ist noch nicht verstehen, verstehen ist noch nicht einverstanden sein, einverstanden sein ist noch nicht handeln.»[4] Bereits die Eröffnung einer Predigt mit «Liebe Gemeinde» zeigt die komplexe Vielschichtigkeit des Bezugssystems. Aus der Perspektive der Hörenden scheint das System vierfach auf, unabhängig davon, wie Redende und Hörende miteinander übereinstimmen würden:

---

3 Bezüglich Predigtkonzepte wird auf Engemann 2002, Roth 2006, Grözinger 2008 und Pohl-Patalong 2010 verwiesen. Sie beziehen ihre Modelle meist auf die *Produktion* der Predigt. Einzig Pohl-Patalong 2011 untersucht den Gottesdienst mittels Feedbacks, belässt jedoch die Predigt als Leerstelle. Schwier 2008 arbeitet zwar mit Feedbacks, entnimmt aber die Daten einer Laborsituation und simuliert dadurch die Hörsituation.

4 Geissner, bereits 1968 (ohne Seitenangabe); vgl. Hörmann 1976.

1. Die Einladung: Die Predigt ist für Hörende keine Rede, sondern eine ‹Höre›. Sie wird von Menschen akustisch vernommen. «Liebe Gemeinde» ist die schlichte Einladung zuzuhören.
2. Die Anrede: Die Predigt ist eine *Rede*. Sie wird vor Hörenden gehalten. «Liebe Gemeinde» ist die Anrede, wodurch die Anwesenden zur angesprochenen Gruppe werden.
3. Die Divergenz: Mit «Liebe Gemeinde» wird die Gemeinde als singulär Ganzes angesprochen, wogegen die mit der Predigt Gemeinten die individuell Hörenden sind. «Liebe Gemeinde» zeigt das vergemeinschaftende Potenzial der Predigt an, wonach die im Plural Anwesenden ein gemeinsames Ganzes bilden könnten.
4. Die Augenhöhe: Die Hörenden werden nicht über ihre Funktionen (Einwohnerinnen, Parteigenossen usw.) angesprochen. Sie sind weder «meine Damen und Herren» noch «sehr geehrte Zuhörerinnen und Zuhörer» oder «werte Teilnehmende»; das wären andere Qualitäten. «Liebe Gemeinde» offeriert den Hörenden eine Gleichwertigkeit, vorausgesetzt dass ‹Liebe› als reziproke Grösse verstanden wird.

Dieses Bezugssystem setzt sich nach der Eröffnung der Predigt fort, wobei sie den Hörenden unterschiedliche Dimensionen eröffnet: Ist sie für bestimmte Hörende eine sprachlich-sprecherisch gestaltete Ansprache, so ist sie anderen theologisch-existenzielle Reflexion, für wieder andere glaubensvermittelnde Auseinandersetzung mit Gott und den Menschen, und wieder anderen ist die Predigt eine Konfrontation mit dem eigenen Leben und mit der Welt. Die gleiche, *einmalig gehörte Rede* kann bei der Menge von Hörenden divergierende Wirkungen auslösen. Während sie tröstend, fragend, ermutigend, trotzend, erweckend, ermahnend, klagend, jubelnd, zweifelnd oder erhellend wirkt, kann sie für einen Teil der Hörenden nutzlos, zwecklos oder gar sinnlos sein. Für manche wird sie zum Erlebnis, bei dem die Zeit *danach* eine unvergleichlich andere ist als jene zuvor. In jedem Fall ist die Predigt ein *Prozess*, bei dem *etwas In-Gang-Gesetztes etwas in Gang setzt*.

2.1. Persönlich im Öffentlichen

Das gesellschaftliche Zusammenleben heute ist von tiefgreifenden volatilen Prozessen geprägt, bei denen – zivilgesellschaftlich betrachtet – traditionelle Schlüsselinstitutionen wie Staat, Schulen, Spitäler, Kirchen, Armee, Medien

und selbst Unternehmen sich in der Öffentlichkeit zu bewähren haben. Die Öffentlichkeit im Sinne des öffentlich Zugänglichen (Spitäler), des öffentlich Rechtlichen (Kirchen, Staat) oder des öffentlich Verpflichtenden (Schule, Armee) wird hinterfragt.

Der Wochenrhythmus mit arbeitsfreiem Sonntag verliert an Konturen und wird zunehmend individualisiert gestaltet. Die Zugehörigkeit zu Kirchen und Parteien resultiert vermehrt aus einem bewussten Willensakt als aus einer früher systembedingten Selbstverständlichkeit. Man kann politisch sein, ohne einer Partei anzugehören; man kann religiös sein, ohne Mitglied bei einer Kirche zu sein. Das zwingt Organisationen, mit Anreizsystemen ihre Attraktivität permanent beweisen zu müssen. Einrichtungen des Gemeinwesens stehen dem hohen Tempo wirtschaftlicher Veränderungen gegenüber unter Druck und müssen sich wiederholt bei Anspruchsgruppen plausibilisieren.

Das einst volkspädagogische Fernsehen früherer Jahrzehnte hat ausgedient und seine Monopolstellung bildgebender Berichterstattung an einen breiten, flüchtigen Konsum- und Unterhaltungsmarkt, auch ans Internet und an Social Media verloren. Auf die früher gesellschaftstragenden Institutionen wird ein Auftrag zu stabilisierender Identität projiziert, ihnen aber zugleich mit der Begründung einer freien, selbstbestimmenden und optionalen Gesellschaft die Existenz abgesprochen. Veränderungsprozesse zeigen sich unentwegt in wechselnden Bevölkerungsstrukturen, im Modell lebenslangen Lernens, in digitaler Medialisierung, in neuen Formen an Partizipation bei Entscheidungsprozessen sowie an der Volatilität von Sprache. Wie diese gesellschaftlich bedeutsamen Veränderungsprozesse verhandelt werden, hängt davon ab, ob und wie Menschen miteinander reden, einander zuhören, sich gegenseitig verstehen, wie sie Stolpersteine und Probleme genauso erkennen wie Ansätze zu Lösungen. Die Voraussetzung dazu besteht darin, *miteinander handeln zu wollen*. Darum sind diese Veränderungsprozesse zwingend auch Kommunikationsprozesse.

Es wäre jedoch irrig zu meinen, Veränderungsprozesse würden sich nur vollziehen, wenn zwischen den Beteiligten eine gelingende Kommunikation bestünde. Auch im Nicht-Übereinstimmen, Missachten oder im Verweigern von Kommunikation können sie sich ergeben, wenn auch in unabsehbarer Richtung. Das Potenzial gemeinsamen Handelns liegt im Erkennen von Handlungsoptionen und im Eröffnen von Veränderungspotenzialen, selbst bei unterschiedlichen Wertvorstellungen. Es ist anspruchsvoll, da Vorläufigkeit und Volatilität von situativ gültigen Ergebnissen zugunsten eines Prozesses zuzulassen. Das an Bedeutung gewinnende Grundaxiom, *was heute gilt, kann morgen überholt sein*, lässt letztlich nur prozessuales Voranschreiten zu. Das gilt auch bei strategischen Entscheidungen, denen bereits a priori eine

vorläufige Gültigkeit zugebilligt wird, weil man prozessuale Folgeschritte erwartet, deren Tragweite noch nicht abzusehen ist.

Kommunikative und zugleich ökonomische Verwirklichungen einer solchen Volatilität sind die in hohem Rhythmus fabrizierten Communiqués in Krisen oder vorzeitig lancierte Software-Versionen trotz Instabilität des Systems. Volatilität ist auch bei sich neu organisierenden Institutionen zu beobachten. Da zeigt sich, wie Grundstrukturen oft erst in der Anwendung auf Gültigkeit und Wert überprüft werden können und die Organisationen nicht umhin kommen, sich prozessual als lernend zu erweisen.

Die gesellschaftliche Grunderfahrung von *Volatilität* und von *Veränderungsprozessen* lässt vermuten, dass sie auch bei Alltagsgesprächen zum prägenden Grundmuster gehört. Wenn in der Predigt Hörende eine *Wahrheit mit überzeitlichem Gültigkeitsanspruch* angeboten bekommen, sie jedoch aufgrund ihrer Erfahrung von gesellschaftlicher Volatilität *Wahrheit* nur als eine *vorläufige* akzeptieren,[5] ergibt sich für die Predigt eine grundsätzliche Schwierigkeit: Ein *überzeitlich gültiger Wahrheitsanspruch* steht den heutigen volatilen Erfahrungen entgegen. Umgekehrt führt die Predigt zu ebenso irritierenden Reaktionen, wenn Hörende *überzeitlich Gültiges* erwarten, die Predigt den Hörenden jedoch lediglich volatile Veränderungsprozesse und plurale Optionen aufzeigt. Sie bleibt dann hinter der Hörerwartung zurück, es doch endlich einmal gesagt zu bekommen, wie «es» sich verhält. Die gesellschaftliche Grunderfahrung von Vorläufigkeit fordert heraus, in der Predigt nicht die Lösung, sondern die Frage anerboten zu erhalten und insbesondere den Prozess zu erfahren, um so im eigentlichen Sinn kommunikativ zu handeln.

2.1.1. Segmentierung – plural und glaubwürdig

Die Gesellschaft lässt sich nicht mehr eindeutig mit sozialen Schichten oder Milieus differenzieren. Dem Menschen steht in der Gesellschaft eine Vielzahl an Optionen offen, sei dies bei beruflichen Engagements, bei sich verändernden Lebensräumen, bei Konsumgütern oder bei den sich technologisch rasch entwickelnden medialen Angeboten. Nur noch wenige gesellschaftliche Zuordnungen bleiben ausschliesslich Einzelnen zugänglich. Es lässt sich zwar eine *Segmentierung* in verschiedene Lebensräume, soziale Bezugssysteme und kulturelle Milieus ausmachen, doch ist diese meist durchlässig. Ohne weiteres können sich Menschen in mehreren, auch gegensätzlich wirkenden

5 Waldenfels, S. 225. 236.

Lebenswelten aufhalten; das hat Einfluss auf die bislang stabilisierenden gesellschaftlichen Einrichtungen: Staat, Kirchen, Parteien, Schulen, Familien, Armee und Gesundheitssysteme sehen sich divergierenden Interessen gegenüber und können weder auf selbstverständlich garantierte Akzeptanz noch auf unantastbare Reputation zählen. ‹Staat› wird nicht nur mit Glaubwürdigkeit und Autorität verknüpft, sondern auch mit Glaubwürdigkeits*defizit* und Autoritäts*verlust*. Möglicherweise stehen dahinter *Erfahrungen der Komplexität* im Umgang mit gesellschaftlichen Prozessen und *Situationen der Überforderung* in einer vormals vorhandenen oder zumindest beanspruchten Kompetenz, derer man verlustig gegangen ist. So verfügen die Kirchen zum Beispiel über kein Alleinstellungsmerkmal mehr, womit sie sich in der Gesellschaft behaupten könnten. Zu jedem noch so relevanten kirchlichen Handlungsfeld gibt es eine «säkulare» Alternative. Entsprechend müssten sich in einer segmentierenden Gesellschaft die Kirchen permanent plausibilisieren, um verstanden und akzeptiert zu werden.[6] Für sie besteht ein Spannungsfeld zwischen der Herkunft, der gegenüber sie sich verantwortlich sehen (als ihr Auftrag) und einer gesellschaftlich veränderten Rolle (als Plausibilität ihrer Nachfrage). Das heisst, wer predigt, kommt bei einem nach und nach schwindenden Stammpublikum nicht darum herum, die Predigt auf einem breiten Angebot der Kommunikation und Verkündigung zu behaupten und die Vision, das *Credo*, das aktuelle *Mission-Statement* auf eine Art zu erklären, wie es viele Unternehmen bei strategischen Überlegungen längst schon tun – mit notabene genuin religiösen Begriffen.

Angesichts von vorläufigen und flüchtigen Erfahrungen erfordert das einen dialogischen Umgang mit theologischer Reflexion von tradierten Wurzeln. Das gilt insbesondere angesichts von Hörenden mit volatilen *Lebenserfahrungen* (z. B. Alters- und Schicksalsgruppen), mit disparater *religiöser Sozialisierung* (z. B. Wissen, Kulturverwurzelung, Glaubenserfahrung, Frömmigkeitsmuster), mit kontingenter *Organisationserfahrung* (z. B. Auftragserteilung, -empfang, Problemlösungsstrategien, Reflexionsfähigkeit, Responsiveness), mit individueller *Spracherfahrung* (z. B. Milieuvertrautheit, Interdependenzen) und mit teils konditionierten *Hörerfahrungen* (z. B. Zuhören, Hinhören, Weghören).

6 Karle, S. 136. 228f; Gräb, S. 19.

2.1.2. Milieusprache – plural und exklusiv

So durchlässig gesellschaftliche Lebenswelten sind, so kennen etliche eigene Milieusprachen. Damit ist kein Slang gemeint, mit denen sich Angehörige bestimmter Gruppen von anderen abheben. Milieusprache meint auch keinen Fachjargon unter Berufsgruppen, die sich durch Berufszirkel bilden und mittels derer die Beteiligten sich rasch verständigen können. Milieusprache scheint eine Art Sprachschatz zu sein, mit dessen Hilfe der emotionale Wert einer Zeit-Gemeinschaft stimuliert wird. In kirchlichem Kontext hat sich eine Milieusprache gebildet, die sich auf Lebensvollzüge bezieht. Mit zuweilen pseudo-literarischen Sprachfiguren[7] steht die kirchliche Milieusprache – das *Kirchsprech* – indessen im Widerspruch zum ureigenen Auftrag, wonach die Botschaft *allen Menschen* gelte. Predigende bedienen sich dieses Phänomens im Glauben, dadurch eine einander verbindende Atmosphäre zu schaffen. Problematisch daran ist, dass zwar alle eingeladen sind, aber ein Teil dadurch ausgeschlossen wird, weil sich das, wovon die Rede ist, ihnen gerade nicht erschliesst. Wer den Wortschatz nicht kennt, hat kaum Chancen, das Gehörte zu verstehen, ihm Bedeutung zuzusprechen, geschweige diesem einen Sinn abzugewinnen. In der sprachlichen Analyse entpuppen sich Schlüsselbegriffe oft als diffuse Sprachhülsen. Ein genaues Hinterfragen der Begriffe auf das, was sie genau bedeuten und worauf sie zielen, fehlt weithin, so dass ein oft unverständliches und wenig reflektiertes Textbausystem entsteht.

> Dieses Kirchsprech lässt sich in der Tat als eine Sprachsoftware beschreiben, die ihren Vokabelthesauros und ihre syntaktischen Algorithmen als Raster über die Wirklichkeit legt. Was in ihm erfasst ist, mutiert zum «Thema» und lässt sich in ein vordefiniertes Problemfelderschema einordnen. […] Es ist ein offenes Programm und kann auf alles und jedes angewendet werden, erzeugt allerdings dabei immer ungefähr die gleichen Aussagen. […] Der Erfolg der programmierten Sprache beruht auf ihrer freundlichen Folgenlosigkeit. Indem das Kirchsprech alles, womit es sich befasst, vereinheitlicht, dient es zur Identifikation derer, die es sprechen. […] Man versteht nicht die Welt, sondern einander, vorausgesetzt, man hat das Grundeinverständnis vorweg erklärt.[8]

So wird etwa die «Nähe zu den Menschen» als Qualitätsanspruch kirchlichen Engagements postuliert, ohne zu befragen, worin diese Nähe bestehe, wem

7 Schneider, S. 2.
8 Meier, S. 21.